

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

39 (24.9.1858) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 39. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 24. September 1858.

Jenny.

(Schluß.)

„Verlassen? fragt Fasan ganz erstaunt. Und sie hat trotzdem ihr Glück gemacht? So ist es also ein reicher Mann, der sie geheirathet hat? Ja, ja, sie muß wohl verheirathet seyn, denn sie heißt ja Frau von Saint-Eugène. Ich bitte, ich beschwöre Sie, kennen Sie den Glücklichen? Wer und was ist Jenny's Gemahl? Ist er Pair von Frankreich?

— Ihr Mann? hm! Ich glaube, daß er eben so wenig Pair von Frankreich als Kaninchenfellhändler ist; ich glaube... ach mein theurer Freund, die Weiber, die Weiber! Sehen Sie, junger Mann, schon Virgil hat gesagt:

„Varium et mutabile semper foemina.“

— Lieber Herr, sagt Fasan, den Korb wieder auf den Kopf setzend, ich verstehe zwar kein Latein, aber ich weiß, was Sie sagen wollen. Ach, Jenny! Jenny! Mußte es dahin mit dir kommen! Also deshalb wolltest du nicht mein Weib seyn? O weh mir, daß ich das erleben muß! Aber weshalb jammere ich? Wenn sie glücklich ist, o, dann bin ich es auch und habe nur den einen Wunsch, daß sie es ewig, ewig bleiben möge. Aber unmöglich kann sie verlangen, daß ich ihr Zucker und Kaffee verkaufen soll, ach nein! sie kann ja anders wohin schiden; Zucker und Kaffee bekommt man überall. Ich, ich kann, ich will sie niemals wiedersehen. Und wissen Sie warum, mein Herr? Das Herz würde mir brechen! Leben Sie wohl, leben Sie wohl und schenken Sie eine Thräne des Mitleids dem armen Fasan, der auf Erden nichts Heiligeres gekannt hat, als jene Jenny, die nun auf ewig für mich verloren ist. Adieu, mein Herr, Adieu!

Mit Thränen im Auge entfernt sich der junge Mann; der alte Dichter sieht ihn gehen und sagt:

— Ein guter, braver Kerl, dieser Gewürzkrämer! An seiner Stelle hätte ich eben so gehandelt; auch ich hätte meine Waare wieder nach Hause getragen. Aber ein Paar Unzen von diesem Kaffee und Zucker hätte er mir wohl anbieten können! Ach wie lange habe ich schon keinen Kaffee getrunken! Aber das bleibt sich gleich. Monsieur Fasan hat darum doch ein gutes Herz! Einer Frau, die uns verachtet hat, muß man nicht einmal den Kaffee versüßen!

Traurig und niedergeschlagen, eine Thräne im Auge und viel Hunger im Magen, kehrt der alte Schreiblehrer in seine stille Klausel heim, sich das Versprechen abnehmend, Frau von Saint-Eugène nicht mehr zu besuchen und nie mehr eine Blume auf dem Magdalenenmarkt zu kaufen.

Armer Poet!

11.

Die Zeit ist die ewige Bewegung; sie bleibt nie stehen; sie schreitet rastlos vorwärts.

So war denn wieder ein halbes Jahr hinabgerauscht ins Meer der Vergangenheit.

Der alte Mann pflegte noch immer die Musen, die ihm nichts einbrachten; er war unglücklich, weil er Niemanden hatte, mit dem er vom Theater plaudern, dem er die Pläne und Entwürfe zu seinen neuen Trauerspielen erzählen konnte. Ach, wie oft dachte er in solchen Augenblicken an Jenny, die ihm mit so viel Güte zugehört, damals, als sie noch in der Rue de Laharpe

im sechsten Stockwerk gewohnt; damals, als sie noch den „Blaubart“ und den „Däumling“ illuminirt; damals, als sie noch nicht zu einer Frau von Saint-Eugène herabgesunken war!

Ist, wenn er an Jenny zurückdachte, hätte er weinen und ins Wasser springen mögen.

— Ich bin überzeugt, sagte er zu sich, daß sie auch jetzt noch mit Vergnügen mich anhören würde, denn ich muß gestehen, daß sie sich immer sehr freundlich gegen mich gezeigt und daß ihre jetzige Lage sie nicht stolzer gegen mich gemacht hat; aber ich kann, ich darf sie nicht mehr sehen... ich habe es mir versprochen, denn der Umgang mit Frau von Saint-Eugène behagt mir nicht...

Und dennoch dachte er beständig an Jenny... sie war sein einziger Gedanke. In dem Alter Alexandrin's ist man nicht unbeständig in seinen Neigungen; in diesen Jahren verjagt kein neues Gefühl das alte; man bleibt treu, wenn Einem auch das Herz darüber bricht. Der alte Mann that sein Möglichstes, um, treu seinem sich selbst gegebenen Versprechen, Jenny nie mehr wiederzusehen; aber dieser Entschluß, Anfangs selbst fest, fing allmählig mehr und mehr zu wanken an, und endlich fand er sogar Gründe, wichtige Gründe, ihn wieder aufzugeben.

— Ich muß gestehen, sagte er sich, daß ich mich gegen dieses junge Mädchen sehr hart und grausam gezeigt habe. Sie hingegen hatte sich das letzte Mal, als ich sie wiedergesehen, so artig und freundlich gegen mich benommen; auf dem Magdalenenmarkt hatte sie mich in ihren Wagen einsteigen lassen; sie hatte ihr Unrecht gegen mich eingesehen; sie hatte mich um Verzeihung gebeten; so etwas ist selten; so etwas geschieht nicht alle Tage. Und habe ich, genau betrachtet, mir ihr gegenüber gar keine Vorwürfe zu machen? War ich nicht Schuld daran, daß sie das Illuminiren aufgegeben hat? War ich nicht der Erste, der sie in ihrer Neigung zum Theater bestärkt hat? Ja wohl. Damals beging ich großes Unrecht gegen sie, und jetzt, jetzt sollte ich mich nicht mehr um sie bekümmern, jetzt sollte ich sie ganz und gar vergessen?! Nein, nein, das geht nicht; das wäre undankbar, das wäre grausam, das wäre schändlich von mir! Was kümmert mich Frau von Saint-Eugène; ich will ja nur die gute Jenny besuchen. Es wäre schlecht, wenn ich diese wegen jener vergäße, um so schlechter, da ich sie das letzte Mal so verändert, so bleich und leidend fand. Ich darf nicht länger zögern, ich muß ihr einen Besuch, nur noch einen einzigen Besuch abstaten, um zu erfahren, wie sie sich befindet; ja, dabei vergebe ich mir nichts!

Eines Morgens, nachdem er Rock und Hut aufs Beste abgehürstet hat, begiebt er sich nach Jenny's Wohnung; acht Monate waren ungefähr, seitdem er Jenny nicht mehr gesehen hatte. Wie schlug ihm das Herz, als er um die Ecke bog und sich in der Rue d'Antin befand. Er wußte nicht die Nummer ihres Hauses, aber unter Tausenden hoffte er's alsogleich wiederzuerkennen, denn selbst das Allgeringste, was in irgend einer Beziehung zu einem Wesen steht, an dessen Schicksal wir warmen Antheil nehmen, prägt sich mit unverwischbaren Zügen in die tiefste Tiefe unserer Seele ein. Noch nach zehn, nach zwanzig Jahren erinnern wir uns der Farbe des Kleides, in dem wir zum ersten Male unsere Geliebte gesehen.

Der alte Mann betrachtet jedes Haus, an dem er vorübergeht; in der Gegend angelangt, wo, wie ihm scheint, dasjenige liegen muß, welches er sucht, erblickt er vor dem schwarz ausgeschlagenen Eingang einen Leichenwagen. Gerührt geht er vorbei und zieht seinen Hut; dann geht er weiter, um Jennys Wohnung zu suchen; er muß ihr Haus übersehen haben, bildet er sich ein; er kehrt dann wieder um und findet hier noch immer den schwarzen Wagen.

Dieser traurige Anblick erfüllt ihn mit unbeschreiblicher Wehmuth; er rennt vorüber, sucht Jenny's Haus und kann es nicht finden.

Noch ein Mal umkehrend, befindet er sich vor dem schwarz ausgeschlagenen Hause; er ist überzeugt, daß Jenny hier wohnen muß; es überschleicht ihn eine Idee, die alles Blut in seinen Adern erstarren macht; er will sich überreden, daß Jenny in einem andern Hause wohne; aber je mehr er die schwarz ausgeschlagene Thüre betrachtet, desto mehr dringt sich in ihm die Gewißheit auf, daß er vor ihrer Wohnung sich befindet. Er sucht sich zu trösten:

— Was ist denn so Merkwürdiges dabei, daß in dem Hause, das meine junge Schülerin bewohnt, Jemand gestorben ist? In Paris wohnen so Viele unter einem Dache; drei Treppen hoch stirbt der Eine, zwei Treppen hoch verheirathet man sich und eine Treppe hoch kommt ein Kind zur Welt; das geschieht sehr häufig!

Der alte Mann tritt in den Hof hinein. Hier ist der Sarg aufgestellt. Bei diesem Anblick drängt sich alles Blut nach seinem Herzen; er eilt vorüber, sucht die Wohnung des Hauswirts, findet sie und fragt mit gebrochener Stimme:

— Ist dies nicht das Haus, in dem eine junge Dame wohnt, die sich Frau von Saint-Eugène nennt?

Die Frau des Portiers betrachtet ihn einen Augenblick, ohne zu antworten; endlich sagt sie zögernd:

— Ja, mein Herr, in diesem Hause hat sie gewohnt.

— Hat sie diese Wohnung verlassen, ist sie ausgezogen? fragt er ängstlich gespannt. Aber mein Gott, warum antworten Sie mir nicht?

— Sie sind vielleicht ein Verwandter, vielleicht gar der Vater der Frau von Saint-Eugène?

— Ich bin nur ihr Freund; doch wozu diese Frage?

— Ich darf Ihnen nun die Wahrheit sagen: die Dame, die Sie suchen, wohnt nicht mehr im ersten Stock, sie wohnt jetzt hier, hier, sagt die Frau mit schluchzender Stimme und zeigt dabei auf den Sarg, der vor der Thür steht.

— Wär's möglich! schreit der alte Mann mit markdurchbohrendem Tone, was, diese gute, diese schöne, diese junge Jenny . . .

— Ist vorgestern gestorben. Schon seit einiger Zeit war sie leidend, doch wußte keiner von allen Ärzten, was ihr gefehlt. Seit einem Monat hat sie das Bett gehütet und es nicht wieder verlassen. Sie weinte Tag und Nacht und Niemand wußte, weshalb.

— Arme Jenny, junges, unglückliches Kind! stöhnt der weinende Greis. Wer hatte sie gepflegt?

— Ich, mein Herr, ich wachte die drei letzten Nächte an ihrem Lager.

— Namen Freunde, die sich nach ihr erkundigten?

— Seit vier Wochen besuchte sie Niemand mehr.

Der alte Mann zerfloß in Thränen.

Eine halbe Stunde später sah man den Leichenwagen durch die Rue d'Antin rollen. Er trug Jenny. Und wer folgte ihr? Niemand, als der alte Mann. Er war der Einzige, der ihren Tod beweinte.

Der Leichenwagen zieht an einer Kirche vorüber, in der soeben Hochzeit gefeiert wird. Die Braut ist ein junges, hüb-

sches Kind von achtzehn Jahren, der Bräutigam ist Monsieur Zanfan, der Gewürzkrämer.

Der Alte zieht sein Schnupftuch aus der Tasche und zerfließt, dem Leichenwagen bis zum Kirchhof folgend, in Thränen.

Der letzte Anbeter Jenny's hatte ihr einen kleinen Winkel auf dem Kirchhofe vor der Barrière Picpus gekauft; ein ganz kleines Gitter umgab den Grabeshügel, der so schmal war, daß kaum ein Paar Blumen darauf Platz hatten.

Am andern Morgen brachte der alte Mann einen bescheidenen Weichentopf und pflanzte ihn, als Blume der Erinnerung, auf das Grab seiner jungen Freundin.

— Arme Jenny! seufzte er. Diese Blume war die Ursache unserer Bekanntschaft. So oft ich mir jetzt ein Weichchen kaufen kann, werde ich dein Grab damit schmücken und es mit meinen Thränen begießen. Täglich will ich dich besuchen, meine Jenny, und dich fragen, wie du geschlafen hast.

Alexandrin hielt Wort. Tagtäglich besuchte er zu einer und derselben Stunde Jenny's Grab, ließ sich nieder auf seine Kniee, küßte die Erde, die deren irdische Hülle umschloß, murmelte ein kurzes Gebet und kehrte dann, bis zum Sterben betrübt, in seine stille Klausel heim.

12.

Vier Wochen später starb auch er.

Damit ist Alles gesagt.

Nur kurz in der Rede und nicht so viel Drei,

Beachte ein Jeder, was's immer auch sei.

Da sprach eine Hausfrau: Ja ja: mein Gemahl,

So Einer, den findet man nicht noch einmal.

Beim Anziehn besorgt er mir Kleider und Schuh,

Er kocht früh den Kaffee, holt Frühstück dazu.

Er steht hinterm Stuhle, laß ich mich frist'n,

Und führt Abends spät noch die Hunde spazier'n.

Er pußt mir die Lampe so hell und so klar,

Ach, solch einen Engel, solch Brächteremplar.

Nein! was sich die Frau mit Umschreibungen plagt,

Der Mann ist ein Stoßfisch — damit ist Alles gesagt.

Zu Tonkünstler-Studien war schon an drei Jahr

Ein Jüngling geschickt auf's Conservatoir.

Da kam einst sein Vater von weitem herbei,

Zu hören, wie weit in den Studien er sei.

Da sprach ein Professor: Na! im Generalbaß

Da hapert's ein wenig, da geht es sehr laß;

Clavierspiel ist mager, es fehlt der Vortrag.

Er hält hier nicht Tempo — der Fingeranschlag

Maßt ihm noch Beschwerden, manch' Triller geht schon,

Allein die Fermoten, die Geltung von Ton . . .

Nein! was sich der Mann mit Umschreibungen plagt:

Der Sohn ist ganz dumm, — damit ist Alles gesagt.

Ein Dienstmädchen sagte mit heiterem Blick:

Ich heirathe jezo und mache mein Glück,

Wer ist denn der Liebste? da tritt sie hervor

Und sagt: er ging eben dort auf das Comptoir.

Ein Kaufmann? Boz Wetter! wohl gar ein Banqueter?

Ja! er zählt die Gelber, doch — Sache per se;

Der Erste, der Letzte, so Abends als früh,

Besorgt er die Briefe, es ist ein Genie;

Er raffelt ganz dorb oft den Laufburschen an,

Die Schlüssel sind ihm nur allein zugethan.

Nein! was mit Umschreibung die Christel sich plagt:

Ihr Schatz ist ein Hausknecht — damit ist Alles gesagt.

Zwei Künstler, die lange in Feindschaft gemacht,

Umarmten sich neulich im Mondschein der Nacht;

Da hieß es: Dein Franz Moor, dein Egmont, o sag,

Den spielt dir wahrhaftig so bald Keiner nach.

Da gröllte der Zweite: O Bruder lieb fein;

Du könntest wahrhaftig ein Lichtschied seyn;

Dein Robert der Teufel, dein Cleazar,

Dein Malaniello, na! das ist doch klar.

O Schweige, lieb Bruder, — Sphoclo, Wallenstein, —

Das Spiel so durchdacht, die Nuancen so fein,

Na! was man sich da mit Umschreibungen plagt:

Die Kerls waren betrunken — damit ist Alles gesagt.

Eine Phantasiereise im Weltall.

(Fortsetzung.)

II. Auf der Station zwischen Erde und Mond.

Die eine halbe Erdkugel ist von der Sonne beleuchtet: aber wir stehen glücklicherweise auf unserer Phantasiestation so, daß wir auch noch ein Stück unbeluchtete Erde sehen. — Welch' ein herrlicher Saum von Dämmerlicht grenzt den lichten von dem dunkeln Theil der Erde ab. Auch der dunkle Theil ist nicht völlig finster und unsichtbar, denn die durchleuchtete Luft senkt milde matte aber doch wirksame Sonnenstrahlen nieder zur Erde. Dazu kommt noch, daß ein großes Stück der Mondscheibe von der Sonne beleuchtet ist und somit der dunkle Theil der Erde vom Mondenscheine erleuchtet wird.

Da wir uns auf der geraden Linie zwischen Erde und Mond befinden, so haben wir Gelegenheit, eine eigenthümliche Bemerkung zu machen, nämlich die, daß netto solch' ein Kugeltheil, welcher uns von dem Mond unbeluchtet erscheint, netto solch' ein Kugeltheil uns von der Erdkugel erleuchtet scheint. Auf unserer Station haben wir nicht nur Sonnenlicht, sondern auch Mondlicht und obendrein auch Erdlicht; denn die beleuchtete Erde beleuchtet auch den Weltraum. Das Sonnenlicht kommt von der stets vollen Mondscheibe. Das Mondlicht kommt nur von dem Stück beleuchteter Mondoberfläche, das sich uns gerade zugewendet hat, das Erdlicht ebenfalls nur von einer zum Theil beleuchteten Oberfläche der Erdkugel, welcher wir zugewendet sind. Wir Phantasiereisende, die wir uns auf einer Station zwischen Erde und Mond befinden, sehen diese zwei Kugeln von dem fernem Sonnenlicht erleuchtet und merken dabei, daß wenn von der Erde ein großes Stück erleuchtet ist, vom Monde nur ein kleiner erleuchteter Theil uns sichtbar seyn kann, würden wir vom Monde viel erleuchtet sehen, so würde die Erdkugel uns nur ein kleines Stückchen ihrer erleuchteten Oberfläche zuwenden.

Doch das ist eigentlich nicht das Merkwürdige, das wir in's Auge fassen wollen; wir werden, wenn wir erst auf dem Monde angekommen sind, noch Gelegenheit haben, die Wunderlichkeiten des Erdlichtes dort zu beobachten; für jetzt nimmt uns etwas Anderes in Anspruch, das an der Erde sichtbar ist, von dem wir auf der Erde lebend nichts Rechtes gesehen haben.

Um die beiden Pole der Erde schwebt ein eignes Licht und dieses Licht, das sich über der Luftschicht befindet, stammt wunderbar von Zeit zu Zeit auf. Es scheint, als ob es über den Polen der Erde entsteht und als ob das Licht des einen Pols das des andern Pols anzieht, so daß sich Lichtströme von den beiden Polen entfernen und gegeneinander strömend sich über dem Aequator der Erde vereinigen und dabei zugleich erlöschen.

Daß diese Polarlichter dasselbe sind, was man dort unten auf Erden „Nordlicht“ nennt, ist ganz unzweifelhaft. Die armen Menschen da unten auf der Erde haben bisher nur wenig Gelegenheit gehabt, dasselbe Polarlicht am südlichen Pol kennen zu lernen. Es darf uns auch nicht Wunder nehmen, daß die Menschen, die auf dem Grund und Boden des Luftmeeres herumwandeln, sich einbilden, daß das Nordlicht nur da ist, um die monatlangen Nächte des Nordens zu erleuchten. Das Nordlicht ist — wir sehen das von hier aus besser — auch dann vorhanden, wenn die Sonne monatlang den Nordpol beleuchtet und den halb-jährigen Tag dort veranlaßt. Die Menschen aber beachten das nicht, was ihnen nicht nöthig zu seyn scheint. Am Tage ist ihnen ein Nordlicht gleichgültig und weil sie es nicht sehen, behaupten sie auch feil und fest, es sei nicht vorhanden. — Gleichwohl ist es da; und wären wir nicht Phantasiereisende, denen man nicht viel glauben wird, so würden wir behaupten, daß es unausgesetzt an beiden Polen erleuchtet und unausgesetzt von Zeit zu Zeit von den beiden Richtungen her hinüberwallt zum Aequator, um daselbst sich wieder zu vereinigen. —

Woher kommt dieses Licht?

Ja das wissen wir Phantasiereisenden auch nicht. Es ist magnetischer Natur; Magnetismus aber ist eine Art Geheimniß, von dem sich nur Philosophen einbilden, es zu wissen und da wir trotz der reichen Phantasie der Philosophen keinen solchen auf unserer Reise mitgenommen haben, so müssen wir auch unsere Unwissenheit eingestehen. — Nur soviel wissen wir, daß die Erde eine Art großer Magnet ist, daß alle kleinen Magnetnadeln, die man auf der Erde wie einen Wagebalken hin- und her-, auf- und abschwingen läßt, sich endlich von dem großen Erdmagneten oder dem Erdmagnetismus dirigiren lassen und jeder der kleinen Magnete eine ganz bestimmte Strahlung auf jedem Punkt der Erde einnimmt, wie es der Erdmagnetismus gebietet. — Dort unten auf der Erde, auf dem Fleckchen, das Deutschland heißt und in dem Vaterländchen, das man Hannover nennt und in dem Püntchen, welches die Stadt Göttingen ist, da ist ein noch kleineres Püntchen, das die Universität heißt und in diesem Universitäts-Püntchen lebet ein viel, viel kleineres Püntchen, das ein Mensch ist, und dieser Mensch heißt „Gauß.“ Er ist fast so weise und fast so alt und verdient, so berühmt zu seyn, wie Ale-

xander von Humboldt, den wir bestens von hier oben grüßen lassen. — Dieses Menschen also, dieser „Gauß“ in Göttingen hat soviel gerechnet über den Erdmagnetismus, daß Einem der Kopf schwindelt, wenn man nur daran denkt, und von ihm wissen wir's sicherer noch, daß auch die Polarlichter mit dem Erdmagnetismus im Zusammenhang stehen; was übrigens auch noch die Magnetnadeln alle andeuten, die wunderliche Zudungen machen, sobald ein Nordlicht sichtbar ist.

Da es jedoch für Phantasiereisende nicht ziemt, gar zu gelehrhaft zu seyn, wie es dem Gelehrten nicht ansteht, sich mit Phantasien zu beschäftigen, so wollen wir nur sagen, daß dieses magnetische Polarlicht mit den elektrischen Strömen im Zusammenhang zu stehen scheint, welche in der Richtung des Aequators um die Erde herumwirbeln und daß wir uns dabei nicht so lange aufhalten können; denn wir sehen eben, wie sich die Erde so gedreht hat, daß wir jetzt das Festland von Amerika erblicken und mit der größten Leichtigkeit von der Ferne das sehen, was die Menschen durch Jahrtausende in ihrer Nähe nicht entbedt haben, bis Columbus den glücklichen Griff that. So ist es aber dort unten auf der Erde. Sie sehen zuweilen, was ihnen nahe liegt, weniger klar, als das, was sie von der Ferne aus übersehen können. —

Doch genug jetzt; wir wollen nach dem Monde, und da er wahrhaftig nicht stille steht, so ist es Zeit zur Abfahrt von der Station. — Demnach: auf Wiedersehen!

(Fortsetzung folgt.)

Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!

(Aus Sapphirs Schriften.)

Es giebt keinen Menschen in der Welt, der sich von der Wahrheit des Sprüchwortes nicht schon selbst überzeugt hätte: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint.“

Solche „Jedermannsfreunde“ giebt es in allen Kreisen, in allen Verhältnissen, in allen Ständen, in allen Künsten und Gewerben; solche „Jedermannsfreunde“ rollen sich in der ganzen Welt umher, alle Leute sagen von ihnen: „Ein guter Kerl!“ Niemand aber achtet sie, Niemand schließt sich innig an sie an, es sind eben „Jedermannsfreunde“ mit dem Munde, mit der Zunge, mit dem Hute, mit dem Rücken, aber Niemand's Freund mit dem Herzen, Niemand's Freund in der That.

Ein „Jedermannsfreund“ hat stets ein seltsames Lächeln für Jedermann im Gesicht, die Hand stets wie einen Rußnader zum Druck bereit, den Mund stets zu einem Ruß gespißt, den Rücken stets zu einem Razenbudel im Anlauf, und den Hut stets zu einem Komplimente auf dem Sprung; allein in seinem Innern ist Leere und Dede; Begeisterung und Enthusiasmus, Energie und Denkkraft, Eigenwille und Selbstwürde sind fremde, niegesehene Gestalten in seinem Kopf, in seiner Seele; Freundschaft, glühender Eifer für irgend eine Sache des Geistes und des Herzens, flammende Theilnahme an irgend einer Tendenz des Rechts und der Wahrheit, aufopfernde, männliche, auf Thatkraft gestützte Einheit mit dem Guten und in dem Guten sind ihm Gräuel, denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein solcher „Jedermannsfreund“ ist wie ein abgegriffener Pfennig, ohne das mindeste Gepräge; er ist eine Spielmarke für die Gesellschaft, er bedeutet bloß einen Menschen, sein Werth ist keiner. Ein solcher „Jedermannsfreund“ ist wie eine Serviette für Jedermann, man wischt sich die Hand, den Mund an ihr ab, und wirft sie fort; er ist wie ein Rechenpfennig, heute zählt er für Diefen, morgen für Jenen, und stets für Den, der ihn gerade in der Tasche hat.

Begegnet man einem solchen „Jedermannsfreunde“ auf der Gasse, so reißt er den Hut vor dem Thürsteher eben so tief herab, wie vor der Excellenz, krümmt den Rücken zu einem Halbmond vor dem Ladiendiener, wie vor der Durchlaucht. Er umarmt alle seine Bekannte mit demselben Patriotismus, und „Lieber Bruder!“ und „Bruderherz!“ sind die Zudergrüße, die er zu Duzenden aus dem Munde schüttelt, und zwar gerade an Jene, denen er eben einen bösen Verrath, oder einen andern heimtückischen Streich spielen will; denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein solcher „Jedermannsfreund“ ist bei Allen gut gelitten, er streicht dem Bedienten die Schmeicheleien eben so dick auf, als der Herrschaft, er sagt dem Votenläufer eben so gut „Bruderherz!“ und macht ihm dieselben Komplimente über seinen Charakter, wie er sie den ersten und distinguirtesten Personen macht; er nennt den Handwerker eben so vielmal einen Gönner, wie er dieselben Redensarten an die hochgestellten Personen verschwendet; kurz, er hat seine geistigen und physischen Kräfte für jeden Menschen, für jede Stunde, bei jeder Gelegenheit in Bereitschaft, und doch traut ihm Niemand, kein Mensch wendet sich, wenn's um eine Sache des Geistes und des Herzens zu thun ist, an ihn, Niemand findet sich weder zu

seinem Verstande, noch zu seinem Gemüthe hingezogen, denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein solcher „Allerweltsfreund“ wird von allen Leuten als eine „gute Haut“ bezeichnet, aber eine solche „gute Haut“ ist gewöhnlich eine falsche Haut: er benutz oft die „Federmanns-Freundschaft“, um mit heuchlerischer Offenheit und Güte Ohren zu klagen, Ähnel zu zucken, Augen zu verdrehen und unter der Regide der „Guten Haut“ dem Freunde einen heimlichen Stoß zu versetzen, dem Genossen ein Schnippchen zu schlagen, der Wahrheit eine Grube zu graben, der Redlichkeit eine Falle zu legen, und dann mit verdrehten Augen ein Jammergeficht zu machen, heuchlerisch an dem Hals vom „Bruderherz!“ Thränen darüber zu vergießen, denn Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

So ist es im Leben, so in der Freundschaft, so in der Liebe, so in der Literatur und Kunst. Wer jedem Menschen schmeichelt, jeden Menschen triegerisch anpaukt, der kann die Menschheit nicht lieben. Wer Jedem seine Freundschaft mit Küffen und Händebürden, und „lieber Bruder!“ und „Bruderherz!“ an den Hals hängt, der ist nicht fähig, das Wort Freundschaft zu begreifen; wer allen Frauen und Mädchen hofirt, Jeder lächerlich buldigt, an allen Schürzen hängt, der kennt die Heiligkeit und Jantigkeit der wahren „Liebe“ nicht; wer in der Literatur und Kunst Alles schön findet, Alles lobhubelt, jede Erscheinung pausbachig vergöttert, an jeder Stelle mit dem künstlichen Räucherfah herumwandelt, der meint es weder mit der Kunst, noch mit den Künstlern aufrichtig und gut, denn „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein solcher „Allerweltsfreund“, der sich durch alle Wege klatt windet, in allen Vorzimmern an den Wänden seinem eigenen Schalten einen Katzenbudei macht, glaubt, man habe ihn überall lieb; allein er wird bloß wie Schlingpflanzen, als ein Spiel der schmarrzenden Natur überall geduldet, allein nirgend geachtet, von Niemand werth geschätzt. Man liebt im Leben die Schmeichelei, aber nicht den Schmeichler, man ergötzt sich an einem ewig trummen Rücken, allein man schätzt Den gering, der ihn macht, man konnt Ohrenbläserei, aber man verabscheut im Innern den Ohrenbläser; man duldet, belächelt, benützt die „Federmanns-Freunde“, aber man schätzt sie gering, man verachtet sie — kann Jebermann weiß: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

Gallerie von Bettlern.

Nro. 2.



Wetter Herr! ich bitte Sie um eine kleine Unterstützung. Ich habe in den letzten zwei Jahren ganz Deutschland durchforcht — leider ohne großen Erfolg. Nun beabsichtige ich eine Entdeckungstour in das Innere von Afrika zu unternehmen und habe das Reise-

geld noch nicht bekommen. Es kommt Ihnen des edlen Zweckes wegen gewiß nicht auf ein Paar Louisd'or an. Ich lege um so größeren Werth auf mein Vorkhaben, weil die Polizei in Afrika so zu sagen noch in der Wiege liegt, mir also keine Reisehindernisse bevorzuehen.

Ein Lumpenbuch.

Stuttgart. Daß unter den Handwerksleuten namentlich die Schneidermeister häufig geprellt werden, ist bekannt, denn gar mancher anscheinend noble Herr steigt in unbezahltm Rode und Beinkleidern einher; aber vielleicht minder bekannt ist, daß die hiesige Schneiderzunft sich gegen diese schlimmen Kunden ein Hilfsmittel geschaffen hat durch Errichtung eines sogenannten Lumpenbuchs. Dieses Buch existirt schon seit Jahren und ist bei dem jeweiligen Oberzunftmeister aufbewahrt. Es sind darin alle schlechte Zahler, alle auf Unkosten der Schneidermeister Velleideten verzeichnet. Niemanden, als den Zunftangehörigen, ist jedoch die Einsicht in das Lumpenbuch gestattet. Kommt dann ein zweifelhaftes Individuum und bestellt großartig Rod und Hosen, so wird in der Regel nachgesehen, und wenn der Betreffende in dem Buche verzeichnet gefunden wird, dann ist sein Kredit auf immer dahin. — Manches andere Handwerk hat ebenfalls solche Kunden, welche stets darauf bedacht sind, durch Betrug und Brellerei lothensfrei durchzulommen. Ein solches Lumpenbuch würde Diesen oder Jenen vor Schaden schützen.

Sprüchewörter.

- + In Complimenten ist Sparsamkeit köstlich.
- + Dabeim, Geheim.
- + Wenn Danken einen Bajen kostete, behielt es Mancher zurück.

Goldföner.

- * Sei ohne Gold und Nachruhm reich,
Sei glücklich ohne Thronen,
Denn mehr als Gold und Rang kann dich
Die Tugend nur belohnen.
Das Herz weih' der Zufriedenheit,
Erstide andre Triebe
Und suche die Glückseligkeit
In Eintracht, Freundschaft, Liebe.

* Unter den mancherlei Vergnügungen sind die musikalischen Unterhaltungen die unschuldigsten; nimm daher Theil daran, so oft es deine Geschäfte gestatten. Kannst du dich entschließen, Proben deiner eigenen Talente in solchen größern Gesellschaften abzulegen, so tritt wenigstens nur selten, und auch dann noch mit großer Bescheidenheit auf. Sagt dir aber dein Berufstheyn, daß du nicht im Stande bist, etwas Vorzügliches zu leisten, so weise du jede Aufforderung, dich hören zu lassen, standhaft zurück; denn das Publikum ist ein strenger und höhnischer Richter.

Karitätenkästlein.

†† Ein französischer Edelmann versprach demjenigen seiner drei Diener, der ihm die größte Lüge sagen würde, eine Belohnung. — „Ich habe nie gelogen,“ sagte der Erste. — „Ich kann gar nicht lügen,“ rief der Zweite. — „Meine beiden Dienstrüder haben die reine Wahrheit gesagt,“ bemerkte der Dritte und bekam die Belohnung. †† Auf einer Bühne sollte ein junger Tenorist gastiren; es unterblieb aber, nachdem man auf der Probe seine Stimme gehört hatte. Während derselben sagte ein Theaterarbeiter zum andern: „Du, Poesener, hör' mal! hör' mal die Stimme! Dunnerwetter! bet kannste mir flooben, mit die Stimme kommt der Mensch durch die ganze Welt!“ — „Na höre! Wie meenst'n Des?“ — „Ja sage Dir, mit die Stimme kommt der Mensch durch die ganze Welt: Den behält keen Theater.“

Räthsel.

Als, in grünen Schmut gekleidet,
Wir noch waren klein und schwach:
Habt Ihr an uns das Aug' geweidet
Und betend sprach zu Gott ihr: Wach!
Da wir nun größer sind geworden,
Beugt sich beschweret unser Haupt,
Und es ertönt an allen Orten:
Preist dankbar euern Gott und glaubt,
Daß ferner er zu allen Zeiten
Uns unre Speise wird bereiten!
Nur wolt nicht denen von uns gleichen,
Die's leere Haupt stets aufwärts zeigen.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.